Nummer 181 Montag, 6. August 1923

Berliner Familien-Zeitung

DAS KAPITEL DER ERKENNTNIS

Novelle von Selma Fischer-Cronheim-Kerr

[12. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

itten in der Laube lag die Katze auf einem alten Kleidchen Ingelenes, zur Kugel zusammengerollt, und blinzelte durch die Latten. Ich atmete die reinen Düfte des Gartens, tief zog ich sie ein, tief gab ich sie zurück. Ich hatte ein Gefühl, wenn ich Herz und Lungen waschen könnte, müßte aller Spuk weichen, mein Selbst so auftauchen, wie es in guten Tagen war.

Einige Sonnenstäubchen setzten sich auf die Nase der Katze, sie hob die Pfötchen und haschte danach, schlug sich selbst dabei in das niedliche verärgerte Gesicht, was sie zum heftigen Niesen brachte. Nun setzte sie sich aufrecht, putzte sich mit jener eiligen Drolerie, die ihrem Geschlecht eigen, und starrte dann gläsern in den Himmel, auf jene Stelle, wo der Regenbogen seine farbige Flammenpracht ergoß.

In meinen reinen Tagen hätte ich ihn wohl mit dankbarem Entzücken betrachtet, ihn als Zeichen eines guten Geschehnisses angesehen, heute blickte ich über ihn hin, nur seine bunte Seltenheit empfindend und mir das Gesetz seiner Erscheinung nüchtern erklärend. Auch an Johannes dachte ich, an seine Worte beim Auftauchen eines Regenbogens:

„Magda, tue die Augen auf. Die Himmelstür sperrt und läßt einen Lichtstrahl der ewigen Seligkeit sehen."

„Ich bin nun fern jener Seligkeit," dachte ich bitter, „trotzdem sehe ich den Lichtspalt. Ob schwarz oder weiß, wir sterben alle nur einen Tod."

Auf der Straße ratterte der Milchwagen daher. Ich ging an die Tür, der Bäuerin die Kanne abzunehmen, den Beutel mit den frischen Brötchen.

„Schön' Wetter heut," sagte sie fröhlich, „da kann der Herr in der Sonne sitzen."

Ich sah mich um, gewiß, wenn die Wege trocken waren, konnte Johannes in der Sonne sitzen, besser war wohl aber, er schlief ... Ich lauschte und neigte mein Ohr. Lauschte wirklich gegen mein Inneres, gegen die Fremdheit meiner Gedanken. Gönnte ich Johannes das Wachsein nicht, weil Thomas in den Bergen harrte?

Im Hause wurde es lebhaft, aus der Küche klang das Klirren von Tellern, das Rasseln der Kaffeemühle. Die Stimme der Mutter unterschied sich zwischen denen der Mägde. Ein ärgerliches Weinen Ingelenes mischte sich in heitere, ruhige Worte Winfrieds. In unserem Schlafzimmer wurde ein Fenster geöffnet, ein Ball flog in den Garten, eine dicke ausgestopfte Katze. Das gute, sanfte Lachen Johannes folgte einem augenscheinlichen Zornausbruch meiner trotzigen Ingelene.

In diesem Augenblick vergaß ich die Schmiede am jenseitigen Wege. Der Hammerschlag verstummte, die Funken verglommen, Thomas verschwand. Ich stand unter dem Fenster des Zimmers, wo das Leben meiner drei Geliebten atmete, lauschte mit entzücktem Lächeln nach oben, hob den beschmutzten Ball, die häßliche Wollkatze empor, um sie inbrünstig an meine Brust zu drücken. Ich wollte in das Haus gehen, in die Küche, um selbst den Kaffeetisch zu decken, um den Stuhl von Johannes in die Laube zu tragen, dorthin, wo die Sonnenstäubchen tanzten, wo der Regenbogen sichtbar war und die Farben der Seligkeit schauen ließ. Ich wollte Sonntag mit Johannes feiern.

So war ich noch einmal mit allem Guten erfüllt, noch einmal willens, ohne Einfluß mein frommes, vertrauendes, ehrliches „Ich" zu sein. — Hoch oben im Giebel flirrte wieder ein Fenster. Ich schrak zusammen, aus allen Himmeln gerissen. Hatte ich vergessen, daß Thomas unter meinem Dache wohnte? Müde ging ich ins Haus zurück, wo er gerade die Treppen hinunterstieg, im dunklen Rock, barhäuptig, aber den Stecken in der Hand mit der knochigen, gedrehten Krücke.

Er grüßte, ohne mich dabei anzusehen, ohne ein Wort, unsere Zusammenkunft betreffend, zu äußern. Ich blickte ihm nach, rannte an den Gartenzaun, bis auf die lehmige Straße, um ihn im Walde verschwinden zu sehen.

Ein Lachen stieg mir auf. Achtlos ließ ich die Spielsachen Ingelenes in den Straßenschmutz fallen. Ich dachte weder an die Kinder noch an Johannes. Nur daran, ob ich Thomas am Nachmittag sehen und sprechen würde.

Johannes schien wohler als sonst zu sein. Er beteiligte sich rege an der Unterhaltung der Kinder und sprach davon, am Nachmittag zum Birkenwäldchen laufen zu wollen.

„Lesen wir wieder einmal zusammen, Magda?" fragte er herzlich. „Uns stehen noch viele Kapitel auf."

„Vielleicht keine guten", erwiderte ich. Mein Ton war unfreundlich, ich fand, wie ich es ermöglichte, Thomas nicht warten zu lassen.

„Wir können die schlechten Kapitel überschlagen", klang Johannes' Stimme hell.

„Und wenn das Buch einen elenden Schluß hat?"

„Dann glauben wir ihm nicht und schreiben ein seliges Ende."

„Doch ... ein Ende, Johannes!"

„Ja, ein Ende. Alle Dinge sind endlich, und das ist gut. Denn aus der Endlichkeit fühlen wir die Fehler und die Schönheit unseres Lebens, unser Gering und unser Reich. Deine Augen sind schwächer geworden, Liebe. Früher erkanntest du die Welt in all ihren Farben. Heut' siehst du immer nur ihr müdes Gesicht."

„Ja," fiel Winfried aufgeregt ein, „wenn Mutter früher an einem Baum vorüberging, so lächelte sie an ihm hoch: Wie bist du doch reich in deinem Leben, wie schön in deinem Gedeihen, wie gesund in deinem Mark. Heute aber steht Mutter traurig an seinem Stamm, streichelt die Rinde und sagt: Wie lange noch, Leben, und du mußt verdorren. Wenn der Frost kommt, knirscht deine Rinde und dein Saft gefriert ..."

Mir stiegen die Tränen in die Augen, mechanisch streichelte ich Ingelenes Haar.

„Weil der Herbst kommt", entgegnete ich mühsam.

„Und dann der Winter", sprach ernst Johannes. „Und er sieht aus, als töte er schon jeden Keim, der irgendwie Lust zum Erwachen hat. Sieht so aus. Denn den neuen Frühling kann er nicht aufhalten, die hellen Tage, den Vogeljubel und die Sonnenluft. O Magda, Magda, hast du allen Klang vergessen?" —

Wir hatten das Bett von Johannes an das Fenster gerückt, mitten in die warme Glut des Spätsommertages. Er war beim Mittagessen unten im Garten gewesen, vielleicht angestrengt, aber viel wohler als sonst. Nun wollte er ruhen, um später wieder aufzustehen. Ich stand am Waschtisch und zählte die Morphiumtropfen in den Löffel, die er täglich vor dem Schlafen nahm. Wenn ich das jetzt niederschreibe, wenn ich ein getreues Bild jenes Augenblicks, jenes Anfanges von dem furchtbaren Ende gebe, so geschieht es, als sähe ich mich selbst klar und deutlich eingezwängt in vier unbarmherzige, kalte Spiegel. Ich halte in der Linken den Löffel, die Rechte hob das Fläschchen und ließ die Tropfen auf den Zucker fallen — tok — tok — tok — tok —

Ich rieche deutlich den Duft wie bittere Mandeln, ich fühle das plötzliche Zittern meiner Hände, das Erschrecken meines Herzens, die eisige Kälte hinter Fieberglut. Tok — tok — tok —

Ich sah zu Johannes hinüber, der mit geschlossenen Augen, ruhig atmend, im vollen Vertrauen, in den Kissen lag. Einen Augenblick schwankte ich noch, hob mich dann auf Zehenspitzen, lugte zur Schwiede hinunter.

Drunten ging Thomas auf die Baumreihen zu, um mich zwischen den Tannen zu erwarten. Leichtfertige Sorglosigkeit ergriff mich.

Wenn ich einige Tropfen mehr in den Löffel zählte, würde Johannes ruhig schlafen, bis ich wieder daheim war.

Ich trat mit friedlichem Gesicht an sein Bett.

„Johannes!"

„Ja, Herz?"

Harmlos führte er den Löffel zum Munde, harmlos ließ ich ihn gewähren, von eigentümlichen Gedanken gequält, die mir mein Tun sogar rechtfertigten, so, als geschähe alles zum Wohle Johannes'.

„Nun gib mir deine Hand, Magda" — Johannes küßte meine Finger — „und bleib' neben mir sitzen, bis ich eingeschlafen bin. Vielleicht ..." Er brach ab, sah ein wenig unruhig auf meine spitzen Finger, auf den Ring an der Linken mit dem harten, zuckenden Brillanten.

„Was willst du sagen, Johannes?"

„Vielleicht, wenn ich aufwache ... und du fäßest noch so an meiner Seite?"

„Schlafe nur, ich bin ja hier."

So geschäftsmäßig konnte ich das drau gütigsten Manne sagen, von leidenschaftlicher Unruhe erfüllt, fast von Unwillen gegen ihn, der mir und meiner Sünde unbewußt eine Schranke bauen wollte. Johannes schlief bald genug ein, und ich dachte nicht daran, neben ihm sitzen zu bleiben, seinen Schlaf zu bewachen, sein Erwachen zu begrüßen. Ich legte behutsam seine Hand aus der meinen, auf das Bettuch mit den huschenden Sonnenreflexen.

„Thomas ... Thomas ..."

Ohne Reue ging ich den krummen Weg meiner Heimlichkeit, ohne Reue kehrte ich zurück. Sah nicht einmal mehr den Himmel entlang, nicht zurück, ob das Licht auf den Bergen glänze. Meine Seele war gebadet in dem unheiligen Bronn einer tödlichen Lust, eine Hornschicht umhüllte ihre Durchsichtigkeit, die sie gefühllos gegen jede Einwirkung machte.

Winfried kam mir mit flüsternder Stimme entgegen. Der Vater schliefe noch immer und wäre so blaß ... Ich ließ die Kinder draußen bleiben, sah an der Mutter vorbei, an der stillen Frau, deren Lippen sich wortlarg, angewöhnlich gegen mich verschlossen. Setzte mich neben Johannes' Bett, tat seine Hand in die meine und wartete.

Johannes' Brust hob sich regelmäßig und langsam. Sein Atmen glich einem ständig wiederholten Seufzer — ach — ach — ach — Ueber seine Stirn rannen kleine Schweißtropfen in die starre Blässe seines Gesichtes hinein. Sein Anblick bereitete mir allmählich Furcht, er schien in einem Krampf zu liegen, dessen bewußt zu sein und nicht aus dem Zwang Befreiung zu finden.

„Ich werde Myrrhenöl holen und seine Stirn reiben," sagte die Mutter. „Weder den Kindern noch mir ist es gelungen, ihn aufzuwecken."

„So will ich es versuchen, Mutter, nur laß mich allein mit ihm."

(Fortsetzung folgt.)

Quer durch die Staaten

Die Flucht von der Farm / Die 3-Zimmerwohnung der Farm-Arbeiter / Gefüllte Gefrierfleischspeicher / „Augenblicklich" keine Arbeitslosen / Vieles, wie bei uns

New-York, Ende Juli 1923.

Die Vereinigten Staaten werden sich schon in zwei bis drei Jahren einem ernsten Problem gegenübergestellt sehen, das, falls nicht noch rechtzeitig Gegenmaßnahmen ergriffen werden, geradezu katastrophale Wirkungen auf das gesamte Wirtschaftsleben des Landes ausüben dürfte. Seit einigen Jahren — wie es heißt, mitverursacht durch den Weltkrieg — hat nämlich hierzulande eine ausgesprochene Flucht von der Farm eingesetzt, wo es jetzt schon derartig an männlichen Arbeitskräften fehlt, daß Tausende von Acres Land einfach nicht mehr bestellt werden können. Die Folge ist, zahlreiche Farmen haben in den letzten Jahren ganz aufgegeben werden müssen und liegen verlassen und unkultiviert da.

Nach Bundes-Senator T. H. Caraway haben allein im Laufe des letzten Jahres mehr als drei Millionen Personen die Farmen verlassen, um nach den Städten zu ziehen. Die Zahl derer, die noch im Laufe dieses Jahres vom Lande wegziehen dürften, wird von Caraway sogar auf 5 Millionen geschätzt.

Caraway schlägt nun als Abwehrmaßnahmen zwei legislative Mittel vor: 1. Zulassung von genügend Einwanderern, die sich auf Farmen niederzulassen und diese zu bebauen wünschen, und 2. Festlegung eines bestimmten Lohnes für Farmarbeiter, der dem für die Erzeugnisse erzielten Betrage angepaßt sein müßte. Hierbei sei übrigens bemerkt, daß die Farmarbeit schon jetzt sehr gut bezahlt wird. Der Farmarbeiter wird in Amerika als mit zur Familie gehörig betrachtet. Er bekommt vielfach eine Zwei- bis Drei-Zimmer-Wohnung für sich und seine Familie eingeräumt, alle Nahrungsmittel frei geliefert und außerdem den Monat 50 Dollar und mehr.

Die Warnung des Senators Caraway wird augenblicklich hierzulande, namentlich in den Städten, nicht recht ernst genommen. Man hält sie aus politischen Gründen für weit übertrieben, da der Senator ja einen Farmerdistrikt vertritt und deswegen für die Farmerinteressen auch stark eintreten muß. Daß aber Senator Caraway durchaus nicht allzu sehr übertreibt, davon kann sich jedermann hierzulande bei Eisenbahnfahrten durch den Augenschein selbst überzeugen. Schon beim Fahren durch das Land fallen einem die vielen brachliegenden Strecken auf.

Daß die Stadtbevölkerung hierzulande dem Farmer-Problem zur Zeit noch so geringes Interesse entgegenbringt, hat seinen Grund wohl hauptsächlich darin, daß die Lebensmittel augenblicklich so billig sind, wie sie es vor dem Weltkriege waren. Man könnte zum Beispiel ein drei Zenter schweres Schwein für 20 Dollar kaufen, also für weniger, als der Wochenlohn eines Durchschnittsarbeiters beträgt. Ein Pfund Schinken kostet nur 15 Cents. So niedrig waren die Preise für Schweinefleisch nicht mehr seit dem Jahre 1912. In Wirklichkeit sind die Preise aber noch niedriger als damals, da im Jahre 1912 die Kaufkraft des Dollars gleich 100 war, heutigentags dagegen nur noch etwa 61 Cents entspricht.

Die niedrigen Lebensmittelpreise kommen daher, daß Europa nichts von Amerika kaufen kann. Auch die Kühlspeicher sind hierzulande bis zur äußersten Fassungskraft gefüllt und können nichts mehr aufnehmen. Folglich muß alles geschlachtete Vieh gleich auf den Markt gebracht werden. Sobald irgendwie eine Exportmöglichkeit in größerem Maßstabe einsetzen sollte, werden die Preise natürlich sofort wieder anziehen. Die augenblicklichen niedrigen Preise stellen also nur eine Art Schleuderverkauf dar, der unmöglich von Dauer sein kann. Wenn nun die eingangs geschilderte Flucht von den Farmen in dem gesteigerten Maße der letzten zwei Jahre andauern sollte, so werden auch dadurch schon in zwei oder drei Jahren die Lebensmittelpreise um das Drei- bis Vierfache gestiegen sein.

Die Flucht von den Farmen muß diese bestimmt allmählich unproduktiv machen. Sobald aber die Farmerzeugnisse erst seltener geworden sind, wird den Farmern auch ein Verkaufspreis zugestanden werden müssen, der dem Lohn der Arbeiter in den Städten angepaßt ist. Wenn das der Fall ist, wird hierzulande eine ständig sich verstärkende Bewegung: „Zurück auf die Farm!" einsetzen, allerdings aber erst dann, wenn die Lebensmittelpreise bereits eine für den Durchschnitts-Städter nahezu unerschwingliche Höhe erreicht haben werden, genau wie es in den letzten Kriegsjahren und nach Friedensschluß in Deutschland der Fall gewesen ist.

Gleichzeitig mit der Erhöhung der Lebensmittelpreise werden Lohnkämpfe einsetzen, die entweder zum Schließen von Fabriken oder Aussperrungen führen werden. Hand in Hand damit werden auch alle anderen Preise wieder anziehen, da ja bei einer Teuerung immer ein Ding das andere zu treiben pflegt. (Wovon wir ein Lied zu singen wissen. Die Red.)

Es ist undenkbar, daß in einem Lande, wo die Produktion absolut nicht auf den Bedarf eingestellt ist, eine dauernde Prosperität herrschen kann. Augenblicklich herrscht in Amerika wieder einmal eine einzigartige Wirtschaftskonjunktur, die vor einigen Monaten einsetzte und zur Folge hat, daß Amerika zur Zeit nicht nur keine Arbeitslosen mehr hat, sondern daß es im Gegenteil sogar an nahezu einer halben Million Arbeitskräften mangelt. Dieser Welle einer noch vor Jahresfrist ungeahnten Prosperität im Verein mit den billigen Lebensmitteln — nur die Mieten sind seit der Kriegszeit hoch geblieben und nicht zurückgegangen —, deren sich augenblicklich die Vereinigten Staaten erfreuen, wird in absehbarer Zeit wieder eine wirtschaftliche Depression folgen.

Felix Schmidt

Die Insel zum heiligen Frieden

Der „Smaragd der Aegäis"

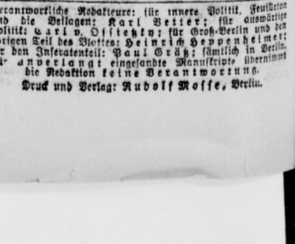
Die südlichste der Cycladeninseln im Mittelländischen Meer, die bis in die jüngste Zeit das Interesse der Naturforscher erregt hat wegen der auf ihr vorkommenden unterirdischen Revolutionen und der heißen, selbst das Meer in der Nähe der Küste erwärmenden und färbenden schwefeligen Quellen, trägt den Namen Santorin. Man gab ihr den Namen unter Ableitung von Sancta Irene, d. h. heiliger Frieden. Wie schon angedeutet, ist das Eiland vulkanischen Ursprungs. Aber der Vulkan schlummert, und auch die Erdstöße, die ehedem häufig die Insel erschreckten, sind seit der letzten Eruption vom Januar 1866 seltener und schwächer geworden. Trotzdem sind die Höhen der Neubildungen auf Nea Kammeni (die Kammenen sind die unmittelbaren Nachbarn S[illegible]rins) noch immer glühend, und es steigen noch fast täglich Schwefeldämpfe aus dem Georgskegel, die sich als lichte Wölkchen im tiefblauen Aether verlieren. Friedlich und glücklich jedoch leben die Bewohner Theras, um die nächste Zukunft unbesorgt, und es war keine böse Ironie, als sie ihrer ehedem ewig aufgeregten Erdscholle den Namen zum heiligen Frieden gaben. Jedenfalls haben dort genügsame Menschen, die in einfachen Sitten, abgeschlossen von der Welt, ihr Leben verbringen, bewiesen, daß es sich auch in rebellischer Natur friedlich leben läßt. Die Dichter haben das mit Weinbergen umgrünte Santorin den Smaragd des Aegäischen Meeres genannt. Die alten Phönizier nannten es Kalliste (die Schönste).

Die Westküste ist dreihundert Meter hoch, der höchste Gipfel der Insel, der St. Elias, erreicht fast 600 Meter. Santorin, auch Thera oder Thira genannt, ist 80 Quadratkilometer groß und bildet mit den Nachbarinseln die Eparchie Thira. Man zählt auf dieser merkwürdigen Insel fünf Flecken und etwa fünfzig Dörfer, die wie Schwalbennester an die Felsen gebaut und deren Häuser übereinander terrassiert sind. 1866 wurde Santorin den Venetianern durch Piali Pascha entrissen und führte dann unter osmanischer Herrschaft den Namen Degirmenlik.

Faber

Viel verlangt

(Aus „Klods Hanba", Kopenhagen)



„Ich suche ein sauberes, nettes, zuverlässiges, fleissiges Dienstmädchen ..."

„Dann müssen Sie vier nehmen."

Verantwortliche Redakteure: für innere Politik, Feuilleton und die Beilagen: Karl Vetter; für auswärtige Politik: Carl v. Ossietzky; für Groß-Berlin und den übrigen Teil des Textes: Heinrich Hoppenheimer; für den Inseratenteil: Paul Grätz; sämtlich in Berlin. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.
Druck und Verlag: Rudolf Mosse, Berlin.